

1. Erhebungsmethoden

Zur Erfassung der Deutschlandbilder setze ich auf eine Methodentriangulation aus Fotografien (1.1) und qualitativen Interviews (1.2). Die hier vorgenommene Unterscheidung findet sich nicht in allen Untersuchungen, vielmehr sprechen einige von Foto-interview (z.B. Hoffmann 2021) oder photovoice (z.B. Köppen/Schmidt/Tiefenthaler 2020), wenn Fotos zusammen mit Interviews eingesetzt werden. Ich nehme jedoch bewusst eine Trennung vor, um damit auch die Eigenständigkeit der beiden Methoden zu verdeutlichen: Fotos und Interviews stellen Methoden dar, die auch für sich genommen funktionieren und deshalb auch als solche ernst genommen werden sollten. Eine Kombination bzw. Triangulation der Methoden verspricht aber insofern einen Mehrwert, als sie einander ergänzen, zuwiderlaufen, bestätigen können und somit über die Erkenntnisse hinausreichen, die mit den jeweiligen Einzelmethoden gewonnen werden können.

1.1 Bilder in Form von Fotografien

Der sog. *pictorial turn* (Mitchell 1997; Mitchell 1992) in den Sozial- und Kulturwissenschaften hat dazu beigetragen, dass seit einigen Jahren vermehrt Bilder als Forschungsmethode verwendet werden. Da sich menschliche Lebenswelten durch eine Fülle visuellen Materials auszeichnen, findet hier auch ein breites Spektrum Beachtung bzw. Verwendung, das von Zeichnungen über Gemälde hin zu Fotografien oder Ikonografien u.v.m reicht (siehe Plontke/Utler/Kölbl 2020).

Vorliegende Arbeit macht von Fotografien als Methode Gebrauch, und zwar von solchen, die von den Teilnehmenden eigens für diese Untersuchung angefertigt werden. Somit verwende ich *materialisierte* Bilder um *imaginäre* Bilder zu rekonstruieren, ohne diese jedoch miteinander gleichzusetzen. Im Folgenden konkretisiere ich deshalb zunächst mein Verständnis von materialisierten Bildern und gehe im Anschluss auf die Schnittstelle *›materialisierte vs. imaginäre‹ Bilder* ein. Abschließend skizziere ich, wie die Methode in meiner Arbeit ein- und umgesetzt wird, einschließlich einer Einordnung in die existierenden Verfahren der *photo elicitation* und *photovoice*.

1.1.1 Zum Bildbegriff und zur Unterscheidung von materialisierten und imaginären Bildern

Das Vorgehen, mithilfe materialisierter Bilder imaginäre Bilder zu rekonstruieren, ist nicht neu, sondern wird so oder so ähnlich schon in anderen Arbeiten praktiziert (z.B. Dörner/Loos/Schäffer et al. 2011). Darin gehen die Autor*innen allerdings nur ansatzweise auf das Verhältnis der beiden ›Bildarten‹ ein. Eine entsprechende Differenzierung erscheint aber gerade vor dem Hintergrund der bereits dargelegten Überlegungen zu imaginären Bildern (vgl. Kap. II. 2) ratsam.

Verliegende Arbeit fußt auf folgendem Verständnis materialisierter Bilder: »In Bildern nimmt, was Personen wahrnehmen, imaginieren und fantasieren, was sie denken und fühlen, was sie erlebt und erfahren haben und noch erwarten, was sie oder wie sie sich selbst und ihre Welt sehen, was ihnen persönlich wichtig ist oder allgemein bedeutsam erscheint, was sie befürchten oder voller Angst antizipieren, teils erhoffen und herbeisehnen, die ikonische Gestalt einer Objektivation (mentalen oder praxischen) menschlichen Handelns an« (Straub 2021b: 569). Bezogen auf das Forschungsanliegen meiner Arbeit lässt sich somit konstatieren: Wenn Menschen fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden, dann spiegeln sich in den entstehenden Fotos die Wahrnehmungen, Imaginationen, Gedanken und Gefühle bezogen auf Deutschland und damit die (imaginären) Deutschlandbilder wider. Die materialisierten Bilder stellen also nicht *die* Deutschlandbilder dar, sondern *in* den Fotos nehmen die (imaginären) Deutschlandbilder *Gestalt* an. Demnach dürften sich materialisierte Bilder gut dazu eignen, um mentale Bilder mit zu rekonstruieren.

Daran anknüpfend gilt es aber, geeignete Auswertungsmethoden zu finden, um erstere interpretativ zu erschließen (vgl. Kap. IV. 2.). Bildtheoretisch stellen sich dabei zwei Herausforderungen, die aber auch mit Chancen einhergehen. Anders als bei Sprache gibt es – Breckner zufolge – weder Bildlexika noch Bildgrammatik mithilfe derer sich Sinn und Bedeutung von Bildern ableiten lassen. D.h. es gibt keine Vorgaben, wie bildliche Bedeutungseinheiten angeordnet sein müssten (wie das bei der sprachlichen Grammatik der Fall wäre) und auch kein Lexikon, mit dem sich die Bedeutung einzelner Elemente bestimmen ließe, zumal auch nicht eindeutig festlegbar ist, was eigentlich ein Bedeutungselement ist (vgl. Breckner 2012: 148). Hinzu kommt, dass Bilder sich stärker durch präsentative als durch diskursive Gehalte auszeichnen. Das bedeutet, dass ihre »Elemente ebenso wie ihr Gestaltzusammenhang aus der simultanen Präsenz aller bedeutungstragenden Elemente in ihrer Gestaltbeziehung zueinander hervortreten und eine Bedeutungsstruktur auch ganz plötzlich und schlagartig innerhalb kurzer Momente entstehen lassen« (Breckner 2012: 150). Damit werden Erlebnis-, Erfahrungs- und Gestaltungszusammenhänge bildlich auch »entgegen sprachlicher Aussagen« deutlich oder aber zeigen sich überhaupt erst über Bilder (ebd.: 161). Darin liegt nun auch eine der zentralen Chancen der Einbindung materialisierten Bildmaterials begründet: Dessen Analyse kann (›muss‹ aber keine) Informationen liefern, die über die Erkenntnisse hinausgehen, die sich aus dem Interviewmaterial gewinnen lassen. Dessen Einbezug scheint aber ebenso wichtig, da sich darin stärker diskursive Gehalte manifestieren, die deshalb von immenser Bedeutung sind, weil sie die von den Teilnehmenden vorgenom-

menen Plausibilisierungen enthalten. Daher erscheint für die vorliegende Arbeit eine Kombination aus Bild- und sprachlichen Methoden am gewinnbringendsten.

1.1.2 Fotografien als Methode

Aufbauend auf die vorausgegangenen Überlegungen zum Verständnis materialisierter Bilder will ich nun herausarbeiten, wie Fotos in der vorliegenden Arbeit eingesetzt werden und welchen Zweck ich damit verfolge. Zuvor ordne ich diese Methode jedoch in theoretische Überlegungen zum Einsatz von Fotografien in den Sozialwissenschaften ein.

In den Sozialwissenschaften firmiert die Forschung mit Fotografien oft unter den Bezeichnungen *photo elicitation* bzw. *photo interviewing* oder *photovoice*. Dahinter verborgen sich unterschiedliche methodische Zugänge, die ich hier kurz skizziere.

Bei *photo elicitation* handelt es sich um eine Methode, die in den Sozialwissenschaften schon seit Längerem etabliert ist (vgl. Harper 2002) und bei der Fotos eingesetzt werden, um in qualitativen Interviews Gesprächsimpulse zu liefern oder auch, um die Erinnerung der Befragten zu stimulieren (Wihofszky/Hartung/Allweiss et al. 2020: 87). Das Fotomaterial, das hierfür zum Einsatz kommt, existiert oft schon im Vorfeld (Harper 2008: 406) oder wird zum Teil auch von den Forschenden selbst angefertigt (ebd.: 408). Harper mahnt aber gerade in diesem Zusammenhang eine Sensibilität für die soziale Konstruktion von Bildern an, da sich in der Fotografie die Asymmetrie sozialer Beziehungen reproduziere (Harper 2008: 408): So sei es zwar einem Sozialwissenschaftler möglich, Obdachlose auf der Straße zu fotografieren, diese könnten sich aber nicht in die Lebenswelt eines Universitätspräsidenten »einschleichen und dort Aufnahmen machen« (ebd.: 408).

Die Methode der *photovoice* geht deshalb einen anderen Weg und versteht sich als dezidiert partizipatorisch. Anders als bei *photo elicitation* werden keine vorhandenen Fotos verwendet, sondern die Teilnehmenden werden gebeten, selbst Fotos aufzunehmen. An die Phase des Fotografierens schließen sich dann meist Gespräche in Form von focus groups oder anderen Interviewvarianten an, in denen die Teilnehmenden die Fotos »mit Sinn und Kontext füllen« (Wihofszky/Hartung/Allweiss et al. 2020: 87). Die partizipatorische Ausrichtung geht aber über die aktive Einbindung in die Datenerhebung hinaus: Die Teilnehmenden werden prinzipiell als Mitforschende gesehen, die oft schon bei der Ausarbeitung der Fragestellung mitwirken und später auch in die Auswertung der Daten miteinbezogen werden (ebd.: 91). Außerdem hat die Methode den expliziten Anspruch, Veränderungen anzustoßen (ebd.: 87).

Was nun meinen methodischen Zugang angeht, verortet sich dieser in gewisser Weise zwischen den weiter oben skizzierten methodischen Konzepten:

Ähnlich wie bei *photo elicitation* sehe ich in den von den Teilnehmenden aufgenommenen Fotos die Chance, Erzählungen hervorzurufen, da die Aufnahmen oft mit konkreten Erlebnissen verbunden sind, die anhand der Fotos erzählt werden können. Darüber hinaus können die Fotos den Einstieg in das Interview erleichtern sowie zu dessen Strukturierung beitragen (vgl. S. 96). Anders allerdings als bei *photo elicitation* meist üblich, lasse ich die Teilnehmenden die Fotos selbst aufnehmen, womit ich einen gezielt partizipatorischen Ansatz verfolge, der folgende Vorteile mit sich bringt:

Zunächst erhalten die Teilnehmenden durch den Auftrag, selbst Fotos zu machen, die Möglichkeit, sich mittels nicht-sprachlicher Mittel auszudrücken, so dass insbesondere implizite Inhalte, die oft nur schwer verbalisiert werden können, über diesen Kanal Ausdruck finden (können). Damit bietet die Methode nicht zuletzt für die neuangekommenen Teilnehmenden ein besonderes Potential, da die Interviews mit diesen (wenn auch auf eigenen Wunsch) in den meisten Fällen nicht in ihrer Muttersprache durchgeführt werden und die Fähigkeit sich in einer Fremdsprache (die Interviews wurden überwiegend auf Deutsch oder Englisch geführt, s.u.) differenziert auszudrücken, zwangsläufig geringer ist (vgl. auch: Rösler 2012: 142). Darüber hinaus birgt die an die Teilnehmenden gerichtete Bitte, Fotos aufzunehmen, das Potential, tiefergehende Reflexionsprozesse anzuregen, als das allein durch Interviews möglich wäre: Denn die Teilnehmenden müssen sich Gedanken dazu machen, welches Motiv sie wählen, wo sie dieses überall finden können, sich dann für einen entsprechenden Ort, eine Situation usw. entscheiden und bei der Umsetzung überlegen, wie sie das Foto konkret aufnehmen wollen (in Nahaufnahme, aus der Ferne usw.). Die an meiner Studie teilnehmenden Personen werden also aktiv als Forschungspartner*innen eingebunden, allerdings mit folgenden Unterschieden zur *photovoice*-Methode: Meine Untersuchung erhebt nicht den Anspruch, Änderungen herbeizuführen, zumal ich es für diskussionswürdig erachte, ob sich Wissenschaft einer derartigen Programmatik verschreiben sollte¹. Denn eigentlich ist die zentrale Aufgabe von Wissenschaft, »systematisch und methodisch zu erkunden (er forschen), was alles Wichtige in der Welt der Fall ist und warum es der Fall ist« (Tetens 2010: 3018), d.h. Wissenschaft beschreibt, erklärt und ist um Verstehen bemüht. Die so gewonnenen Erkenntnisse können dann Impulse zur Lösung sozialer Problemstellungen liefern, wobei es bereits unterschiedliche Ansichten dazu gibt, inwiefern es sich dabei um eine originäre Aufgabe von Wissenschaft handeln solle. Während manche Disziplinen wie die Pädagogik sich diesem Anspruch stärker verpflichtet sehen, weist die Soziologie diesen eher von sich (vgl. z.B. Lempert 1963: 260). Liegt nun aber ein allzu starker Fokus auf dem Anstoßen von Veränderungen im Zuge der Forschung, könnte dies die oben genannten Aufgaben in den Hintergrund treten lassen oder diesen sogar zuwiderlaufen (z.B. indem ohne ausreichende wissenschaftliche Evidenz Themen und Probleme ausgemacht werden, die verändert werden sollen). Wenn ich nun aber Abstand nehme vom Veränderungsparadigma, heißt das nicht im Umkehrschluss, dass ich es für ausgeschlossen erachte oder gar zu verhindern versuche, dass durch meine Untersuchung Veränderungen z.B. bei den Teilnehmenden oder auch bei mir als Forscherin angestoßen werden. Wenn dies aber passiert, dann sollte das Gegenstand wissenschaftlicher Reflexionen und Erkenntnisbildung werden und eben nicht Teil wissenschaftlicher Programmatik.

Außerdem haben die Teilnehmenden in meiner Untersuchung nur teilweise den Status von Mitforschenden u.a. auch aus forschungspragmatischen Gründen: Um dem Anspruch, die Mitforschenden im gesamten Forschungsprozess auf Augenhöhe einzubinden, gerecht zu werden, bedarf es einer sorgfältigen Vorbereitung, Auswahl und Begleit-

¹ Damit möchte ich nicht in Frage stellen, dass es Themen gibt, wo genau dies sinnvoll erscheinen mag. Ich würde es aber als schwierig erachten, dies zu einem generellen Forschungsparadigma zu erheben.

tung der Mitforschenden. Und selbst dann kann dieser partizipative Ansatz scheitern (vgl. Köppen/Schmidt/Tiefenthaler 2021: 209). Ein Umstand, der gerade dann wenig er-sprößlich erscheint, wenn die Studie gleichzeitig eine Qualifikationsarbeit darstellt. Zudem muss der gesamte Forschungsprozess immer wieder auf den Prüfstand gestellt werden, um nicht am Ende doch (unnötige) Hierarchien zwischen Forschenden und Mitforschenden zu (re-)produzieren. Das bringt einen großen personellen und zeitlichen Aufwand mit sich, der in der vorliegenden Studie so nicht leistbar erschien. Dem legitimen Anliegen, auf Augenhöhe zu forschen, kann aber meines Erachtens auch ›im Kleinen‹ Rechnung getragen werden. Dabei würde ich zunächst zur Diskussion stellen, ob nicht generell eine wertschätzende Haltung von Bedeutung ist, die sich über den gesamten Forschungsprozess erstrecken sollte. Diese Haltung kann dann um entsprechende Maßnahmen ergänzt werden bzw. sich auch in diesen manifestieren. In meiner Studie handelt es sich dabei um Momente der Mitbestimmung bei der Auswahl des Intervieworts, was die Dauer der Fotophase oder die Auswahl des Codenamens angeht. Diese – wenn auch nur ›kleinen‹ – Maßnahmen wurden von den Teilnehmenden sehr begrüßt. Darüber hinaus erhielten die Teilnehmenden die Möglichkeit, sich (gegen Bezahlung) bei der Transkription und Übersetzung von Interviews oder aber auch bei der Interpretation der Fotos einzubringen.

1.2 Qualitatives Interview

Interviews stellen eine der gängigsten Forschungsmethoden in qualitativen Untersuchungen dar. Zwei der einschlägigsten Interviewformen, das narrative und das problemzentrierte Interview erschienen zunächst auch für die vorliegende Arbeit geeignet, auch wenn ich sie dann doch nicht verwendete. Im Folgenden zeichne ich zunächst den Interviewauswahlprozess nach, der in einem von mir vorgeschlagenen Schema zur Klassifikation qualitativer Interviews mündet.

1.2.1 Abwägungen zu einschlägigen Interviewmethoden

Narratives Interview

Die interpretative Sozialforschung ist eng mit narrativen Interviews verknüpft (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 92), mehr noch, in der interpretativen Sozialforschung stellen narrative Interviews (mit) die einschlägigste Methode dar (ebd.: 79). Das liegt sicherlich daran, dass Erzählungen ein großes Potential bei der Herausarbeitung von »elementaren und höherstufigen Orientierungskategorien« sowie von »Zeit-, Orts- und Motivationsbezüge(n)« (Schütze 1987: 14) beigemessen wird, die wiederum als Teil sozial geprägter Sinnstrukturen erachtet werden können. Aufgrund der interpretativen Ausrichtung dieser Arbeit erschien es daher zunächst naheliegend, die Interviews narrativ anzulegen (vgl. Utler 2017: 42).

Im Zuge der ersten Datenerhebungen zeigte sich allerdings, dass sich diese Methode für die speziellen Zwecke dieser Arbeit weniger eignet, und zwar aus folgenden Gründen: Der Fokus narrativer Interviews liegt insbesondere auf der Abbildung sozialer *Prozesse* (Schütze 1987: 15 u. 16) »in ihrem existenzweltlichen Hervorgebracht- und Erlebtwerden«

(ebd.: 16). Prozessstrukturen finden sich in meinen Daten allenfalls ansatzweise, stehen aber weder im Fokus dieser Forschungsarbeit noch erweisen sich diese in den Ausführungen der Teilnehmenden als zentral. Vielmehr zeichnet sich bei der Erhebung ab, dass die Teilnehmenden unter dem Schlagwort *Deutschland* eher verschiedene themenbezogene Facetten herausarbeiten als – wie es bei Schütze heißt – »prozessuale(n) Erscheinungen« (1987: 14). Das zeigt sich auch bereits in den Fotosets, bei denen sich zwar in Einzelfällen eine Prozessstruktur andeutet (z.B. beim Set *Statistik 2016*, das wie ein fotografisch festgehaltener Tagesablauf wirkt), die aber keine übergreifenden Rahmenerzählungen (Schütze 1987: 76) evozieren.

Daher entschied ich mich im Verlauf der Untersuchung dafür, eine Methodenangepassung vorzunehmen. Geeignet erschien zunächst das problemzentrierte Interview von Andreas Witzel (1985, 2000), da dieses stärker dialogische Elemente berücksichtigt und neben narrativen Impulsen auch gezielt Beschreibungen und Argumentationen integriert.

Problemzentriertes Interview

Das problemzentrierte Interview gehört mit dem narrativen Interview zu den am umfassendsten ausgearbeiteten Interviewmethoden, letztlich handelt es sich hierbei um eine Forschungsprogrammatik, die nicht nur den Erhebungs- sondern auch den Auswertungsprozess mit abdeckt (u.a. 1982, 1985, 2000). Wie die Bezeichnung bereits vermuten lässt, fokussiert Witzels Methode Probleme, und zwar gesellschaftlich relevante Problemstellungen (z.B. Witzel 1985: 230), die vom Forschenden ausgemacht werden, mit dem Ziel, subjektive Sinnbezüge, Sicht-, Erfahrungs- und Handlungsweisen zu erfassen (Mey/Mruck 2011: 266). Hierfür formuliert Witzel grundlegende Prinzipien (Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung) sowie sehr konkrete Überlegungen zu den Teilelementen des problemzentrierten Interviews (qualitative Interviews, biographische Methode, Fallanalyse, Gruppendiskussion) einschließlich einer Konkretisierung der einzelnen Instrumente des Interviews (Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonbandaufzeichnung und Postscriptum; Witzel 1985: 236) sowie einer Formulierung von Kommunikationsstrategien (Witzel 1985: 245) und -formen (Zurückspiegelung, Verständnisfrage und Konfrontation, ebd.: 247).

Was nun die Eignung der Methode für mein Forschungsvorhaben angeht, zeigen sich zunächst zahlreiche Anknüpfungspunkte: Denn die von mir gestellte Frage, wie Menschen, die in Deutschland leben, Deutschland sehen, hat meines Erachtens eine ungemeine Bedeutung für das Zusammenleben in Deutschland und ist damit von gesellschaftlicher Relevanz. Gleichzeitig drängt sich die Frage auf, ob der Problembegriff hier nicht insofern schwierig ist, als er den wissenschaftlichen Blick zu stark auf Herausforderungen und Schwierigkeiten lenkt. Das macht wiederum die Herausarbeitung positiv konnotierter Varianten unwahrscheinlicher und erhöht gleichzeitig die Gefahr, wissenschaftliche Artefakte zu generieren (im Sinne von: ich suche nach Problemen und finde welche).

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich auch, was den Punkt der Prozessorientierung angeht: Hier fordert Witzel, über die im wissenschaftlichen Kontext ohnehin übliche Berücksichtigung theoretischer Konzepte und des Forschungsstands hinausgehend, einen Einbezug der »Erfahrungen von Experten« sowie die Untersuchung der »objektiven

Rahmenbedingungen, [...] von denen die betroffenen Individuen abhängig sind« (Witzel 1985: 230). Die Verwendung von Expertenaussagen sowie die Analyse der Rahmenbedingungen mögen je nach Forschungsgegenstand sinnvoll sein, eine a priori Setzung für jegliche Untersuchungen erscheint mir aber einmal mehr als zu voraussetzungsvoll und zudem auf meine Arbeit nur schwer übertragbar: Wer würde in einer Arbeit, die sich gezielt für subjektive Sichtweisen auf Deutschland interessiert, als Expert*in herangezogen? Welche Rahmenbedingungen gälte es hierbei zu analysieren und würde damit nicht bereits eine Analyserichtung vorgegeben?

Die bisher deutlich gewordenen Probleme mit einzelnen Aspekten des problemzentrierten Interviews ließen sich noch fortsetzen, so verzichte ich beispielsweise bewusst auf den von Witzel (1985) vorgeschlagenen Kurzfragebogen.

Nun ließe sich argumentieren, Witzels Prinzip der Gegenstandsorientierung sähe eine Anpassung des Forschungsinstruments explizit vor. Dafür spricht sich insbesondere Mey aus, der die Prämisse *Methodenanwendung ist immer auch Methodenentwicklung* als Aufforderung zur Weiterentwicklung einer Methode und nicht zur Entwicklung *neuer* Methoden verstanden wissen will (Mey 2005: 4²). Demgegenüber konstatieren andere Forschende, die Einhaltung der Grundprinzipien (Problem-, Gegenstands- und Prozessorientierung) sowie der formalen Durchführungskriterien (Kurzfragebogen, Aufzeichnung, Leitfaden und Postscript) gehöre unabdingbar zum problemzentrierten Interview, andernfalls würde es sich nicht um ein solches handeln (Misoch 2019: 76). Da das Verfahren dann aber sehr komplex und umfangreich ist, wirkt es schnell impraktikabel. Das wiederum trägt vielleicht zur – von Mey kritisierten – vorschnellen Entwicklung neuer Methoden bei (Mey 2005: 4). Gleichzeitig ist aber auch zu beobachten, dass Interviewmethoden angewandt werden, die für den Forschungsgegenstand nicht passend sind. Dieses Phänomen ist mir beispielsweise bei der Betreuung von Qualifikationsarbeiten wiederholt begegnet. Ich möchte deshalb zur Diskussion stellen, ob sich in den skizzierten Problemen nicht ein grundlegendes offenbart, das – vereinfacht gesprochen – aus einer Diskrepanz zwischen dem Entstehungs- und Anwendungskontext resultiert, wie ich im folgenden Teilkapitel erörtere.

1.2.2 Genese der Interviewprogrammatiken und Überlegungen einer Neustützung

Methoden wie das problemzentrierte Interview wurden – zumindest was die psychologische Forschungsrichtung angeht – als Reaktion auf eine quantitativ geprägte Forschungslandschaft entwickelt, in der qualitative Methoden kaum Berücksichtigung fanden und Interviews allenfalls zur vorwissenschaftlichen Sondierung eingesetzt wurden (Witzel 1985: 235). Die Forschungsprogrammatik diente deshalb als solides wissenschaftliches Fundament, dem sicherlich auch die Funktion einer Absicherung gegen Kritik zu kam. Gleichzeitig wurden die jeweiligen Methoden – und auch das gilt es zu berücksichtigen – für spezifische Forschungsgegenstände entwickelt und sind demzufolge natürlich auf diese zugeschnitten.

2 Da mir nur das Reprint vorliegt, weichen die Seitangaben von der Originalquelle ab (vgl. S. 98).

Mehrere Jahrzehnte später lässt sich postulieren, dass die fundierten methodologischen Ausarbeitungen von Forschenden wie Witzel, Schütz und anderen (z.B. Merton/Kendall 1979) ihr Ziel nicht verfehlt haben: Die interpretative Sozialforschung hat sich etabliert und Methoden wie das qualitative Interview sind weit davon entfernt, nur als Sondierungsinstrument angesehen zu werden. Dies gilt zum Teil sogar für die psychologische Forschung, was sich daran verdeutlichen lässt, dass sich in einem der einschlägigen, quantitativ ausgerichteten Lehrbücher (Döring/Bortz 2016) mittlerweile mehrere Kapitel (ebd.: z.B. Kap. 3.3, 9.2, 10.1, 10.2) ausführlich qualitativen Methoden widmen und dabei nicht nur einzelne Erhebungsmethoden wie halbstrukturierte Interviews darstellen, sondern auch auf die zugrundeliegende interpretative Methodologie als solche eingehen (ebd.: 16). Die interpretative Sozialforschung scheint also als Wissenschaft mittlerweile >ernst< genommen zu werden, was wiederum die Frage aufwirft, ob es der sehr umfassenden und bisweilen kleinteilig ausformulierten Forschungsprogramme in ihrer ursprünglichen Form überhaupt noch bedarf? Wäre es nicht vielmehr sinnvoller, aus den kleinteiligen Programmatiken allgemeine Prinzipien für qualitative Interviews abzuleiten und darauf aufbauend grundlegende Dimensionen herauszuarbeiten, anhand derer dann für den jeweiligen Forschungsgegenstand und die damit verbundene Zielsetzung die adäquate Interviewvariante bestimmt werden kann?

Vor diesem Hintergrund entwerfe ich im Folgenden – dezidiert offen für Weiterentwicklungen – erste kurзорische Überlegungen zu möglichen Grundprinzipien und zentralen Dimensionen, die – je nach Forschungsgegenstand – unterschiedliche Ausprägungen annehmen können. All diese leite ich aus den einschlägigen Arbeiten und Forschungsprogrammatiken ab. Damit sollen allerdings die vorher thematisierten Interviewformen nicht obsolet werden, vielmehr plädiere ich dafür, diese aus den starren Gerüsten ihrer Forschungsprogrammatiken gleichsam >herauszuschälen< und als Methode mit einer speziellen inhaltlichen Ausrichtung zur Erforschung bestimmter Themen und Bereiche zu behandeln und ggf. entsprechend zu schärfen. Darin könnte m.E. auch ein Potential für Interviewformen wie das narrative Interview oder das problemzentrierte Interview liegen, bei denen es sich dann um klar umrissene Spezialformen zur Erforschung bestimmter Themenkomplexe (z.B. Biographien, soziale Problemstellungen usw.) handeln könnte. Prinzipien zur Durchführung von Interviews (beispielhaft hierfür siehe: Mey/Mruck 2011: 268–275) oder Auswertungsverfahren stellen dann eigenständige Komplexe dar. Letzteres macht meines Erachtens insofern Sinn, als es mittlerweile zahlreiche, theoretisch fundierte Auswertungsmethoden gibt (u.a. Bohnsack 2013; Strauss/Corbin 1996; Straub 1999), die über die Vorschläge³, die in Verbindung mit den Erhebungsmethoden (z.B. Witzel 1985: 242–244) geliefert werden, deutlich hinausreichen und doch anschlussfähig sind an die gängigen Interviewmethoden. Die im Folgenden vorgeschlagene Klassifikation von Interviews würde zudem eine höhere Anschluss-

³ Witzel gibt in seinem Beitrag zu bedenken, dass sich eine »Auswertungsmethodik überhaupt nur in relativ allgemeinen Techniken beschreiben lasse« (Witzel 1985: 242), weil »die Gestaltung des Erkenntnisforschtes untrennbar mit den inhaltlichen Anforderungen des Gegenstands verbunden« sei (ebd.: 242); ein Argument, das ich hier auch für den Erhebungsgegenstand stark machen möchte.

fähigkeit an angloamerikanische Diskurse gewährleisten, in denen die – in Deutschland gängige Einteilung nach Interviewformen – eine deutlich untergeordnete Rolle einnimmt, während der Fokus ebenfalls auf der Konkretisierung bestimmter Dimensionen liegt (vgl. z.B. Brinkmann 2018).

1.2.3 Das qualitative Interview als eigenständige Methode

Grundlegende Prinzipien

Als grundlegende Prinzipien für qualitative Interviews schlage ich Offenheit, Gegenstandsorientierung sowie Raum für Kontextualisierung und Spezifität vor. Damit lehne ich mich vornehmlich an Überlegungen von Witzel (1985) sowie Merton und Kendall (1956) an, allerdings mit kleineren Anpassungen.

Offenheit

Das Prinzip der *Offenheit* gilt als allgemeines Prinzip interpretativer Sozialforschung (Hoffmann-Riem 1980: 343), wird darüber hinaus aber auch im Zusammenhang mit qualitativen Interviews immer wieder angeführt (z.B. Lamnek/Krell 2016: 330; Misoch 2019: 67; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 124; Witzel 1985: 228–229), wenn auch mit unterschiedlichen Konnotierungen. Siegfried Lamnek und Claudia Krell (2016) sowie Witzel (1985) und Misoch (2019) nennen Offenheit als grundlegendes Prinzip, wobei Lamnek und Krell (2016) je nach Interviewform von verschiedenen Graden der Offenheit sprechen und Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2021: 124) das Prinzip der Offenheit nur im Zusammenhang mit offenen Leitfadeninterviews anführen. Diese Unterschiede lassen sich vermutlich damit begründen, dass Offenheit auf unterschiedliche Aspekte bezogen wird: So verstehen Przyborski und Wohlrab-Sahr unter dem Prinzip der Offenheit das Stellen offener Ausgangsfragen bei offenen Leitfadeninterviews (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 128); Offenheit wird hier also auf die »operative« Ebene, genauer auf die Fragengestaltung bezogen. Witzel und Misoch⁴ hingegen setzen deutlich grundlegender an und verstehen unter Offenheit den Verzicht auf eine »ex ante« Hypothesenbildung (Witzel 1985: 228; Misoch 2019: 66). Lamnek und Krell meinen mit Offenheit wiederum den Verzicht auf eine theoretische Vorstrukturierung des Forschungsgegenstandes zugunsten einer Strukturierung durch die Befragten (Lamnek/Krell 2016: 330). Witzel teilt den Fokus auf die Befragten. Er fordert eine Konzentration auf die Problemsicht der Subjekte und damit eine Aufschlüsselung des Sinns, den die Individuen ihren Handlungs- und Deutungsmustern unterlegen (Witzel 1985: 228). Anders als Lamnek und Krell sieht er jedoch nicht von einer theoretischen Vorstrukturierung ab, sondern plädiert für eine Verschränkung von bestehendem und zu ermittelndem Wissen (Witzel 1985: 231) im gesamten Forschungsprozess⁵. Das ist vermutlich der

4 Misoch führt das Prinzip der Offenheit zwar im Kapitel zur Leitfadengestaltung an, schreibt aber, dass der Leitfaden den drei Grundprinzipien qualitativer Forschung folge (Misoch 2019: 66).

5 Hier sei auf folgende von Witzel (1985) vorgenommene Differenzierung hingewiesen: Das Prinzip der Offenheit führt Witzel im Rahmen eines theoretischen Hintergrunds zum problemzentrierten Interview an (ebd., S. 228), die weiteren Ausführungen zum Verhältnis von Vorwissen und Empirie erfolgen dann aber unter dem Schlagwort der Problemzentrierung (ebd., S. 231). Zwei Gründer sprechen dafür, diese dennoch hier einzubeziehen: Einmal, weil andere Autor*innen (s.o.) ver-

Grund, warum Lamnek und Krell (2016) dem problemzentrierten Interview nur eine »weitgehend(e)« Offenheit bescheinigen (ebd.: 362).

Die Überlegungen zur Offenheit setzen also an verschiedenen Ebenen an und fokussieren zudem sehr unterschiedliche Aspekte. Vor dem Hintergrund des hier unternommenen Versuchs, Grundprinzipien zu definieren, die allgemein für qualitative Interviews gültig sind, schlage ich folgendes Verständnis von Offenheit vor:

Mit Offenheit ist eine offene Grundhaltung bei der Realisierung und Gestaltung qualitativer Interviews gemeint, die sich sowohl in der Art, wie die Fragen formuliert sind, als auch in der generellen Interviewgestaltung widerspiegelt.

Damit klammere ich die oben ebenfalls angeführte Forderung nach einem Verzicht auf eine ex-ante-Hypothesenbildung sowie der Einbindung theoretischen Wissens in die Interviewdurchführung aus, und zwar aus folgenden Gründen: Eine Formulierung von Hypothesen, die im Zuge des Forschungsprozesses überprüft werden, läuft den Grundprinzipien der interpretativen Forschung zuwider (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 203–203). Der Verzicht darauf sollte also eine Selbstverständlichkeit darstellen und keiner eigenen Erwähnung bedürfen. Außerdem beziehen sich die hier entworfenen Grundprinzipien ausschließlich auf die Interviewausgestaltung und -durchführung und nicht auf den gesamten Forschungsprozess. Was wiederum den von Witzel propagierten Einbezug theoretischen Wissens in die Interviewgestaltung angeht wurde oben bereits deutlich, dass dieser in unterschiedlichem Ausmaß erfolgen kann, weshalb ich diesen bei den unten vorgeschlagenen variablen Dimensionen wieder aufgreife (vgl. S. 95).

Doch nun zurück zum hier vorgeschlagenen Verständnis von Offenheit. Bezogen auf die Interviewfragen greife ich Przyborskis und Wohlrab-Sahrts (2014) Vorschlag auf, demzufolge eine offene Anfangsfrage gestellt werden sollte, die so gestaltet ist, »dass sie den Interviewpartner in die Lage versetzt, den zur Diskussion stehenden Sachverhalt aus seiner Sicht zu umreißen« (ebd.: 140). Ergänzend ist meines Erachtens von Bedeutung, dass im Interview generell offene (im Gegensatz zu geschlossenen) Fragen gestellt werden sollten, also Fragen, die nicht nur mit ›ja‹ oder ›nein‹ beantwortet werden können. Diese Forderung mag profan erscheinen, meine Erfahrung in Sachen Interviewdurchführung, aber auch einschlägige Forschungsarbeiten (Hopf 1978: 103) zeigen jedoch, dass Anspruch und Realität oft stark auseinanderdriften.

Die Bedeutung der Offenheit bei der Interviewgestaltung lässt sich ebenfalls aus den Ergebnissen der Untersuchung von Christel Hopf (1978) ableiten: Wie sie zeigt, tendieren Interviewer*innen dazu, sich im Sinne einer »Leitfadenbürokratie« (ebd.: 101) an den Fragen, die im Leitfaden formuliert sind, zu orientieren, anstatt an die Äußerungen der interviewten Person anzuknüpfen (ebd.: 103). Aspekte, die für die Forschungsfrage auch

gleichbare Überlegungen unter dem Schlagwort der »Offenheit« anstellen und zum anderen, weil Witzel das Verhältnis von theoretischem (Vor-)Wissen und Interviewführung sowohl im Kontext der Offenheit (da eher als grundlegendes Prinzip) als auch bezogen auf die konkrete Forschungspraxis erörtert.

wichtig sein könnten, sowie Schwerpunktsetzungen der Interviewten werden oft ignoriert oder nicht näher berücksichtigt. Deshalb sollte die Offenheit gegenüber dem Gesagten, möglicherweise auch Unerwartetem, eine zentrale Grundhaltung bei der Durchführung jeglicher qualitativer Interviews darstellen.

Gegenstandsorientierung

Mit dem Kriterium der *Gegenstandsorientierung* plädiert Witzel dafür, die gewählte Methode an den jeweiligen Forschungsgegenstand anzupassen (Witzel 1982: 70 u. Witzel 1985: 232). Mit dieser Forderung verbindet er eine Kritik an der, wie er es nennt, »häufig geübten Praxis«, bestehende Methoden aus Lehrbüchern zu übernehmen oder auch zu entwickeln, ohne aber deren Eignung für den Forschungsgegenstand zu prüfen. Dieses nicht selten in der quantitativen Forschung zu findende Vorgehen könne aber »wenig zur Klärung reflexiver sozialer Zusammenhänge beitragen« (Witzel 1982: 70). Mit Verweis auf Blumer (1973) setzt sich Witzel demgegenüber dafür ein, Methoden als Hilfsmittel zu verstehen, die sich an den Forschungsgegenständen orientieren müssen, um diesen auch gerecht zu werden. Bei diesem Prinzip sollte es sich demnach um eine zentrale Grundannahme handeln, die für alle gewählten Varianten oder Formen des qualitativen Interviews gilt. Die Anpassung an den Forschungsgegenstand kann dann auf der Grundlage der von mir vorgeschlagenen Dimensionen (s.u.) erfolgen.

Raum für Kontextualisierung und Spezifität

Unter dem dritten, hier vorgeschlagenen, Prinzip vereine ich Kontextualisierung und Spezifität, zwei andernorts getrennt bzw. etwas anders gefasste Prinzipien (z.B. Merton/Kendall 1946; Hopf 1978). Deren Kombination erscheint aber insofern sinnvoll, als beide zusammen genommen die Dichte und Reichhaltigkeit des Datenmaterials ausmachen, die wiederum für die spätere Auswertung wichtig sind. Dieses Prinzip steht zudem in einem engen Verhältnis zur Offenheit (s.o.), zielt aber deutlich stärker auf die Interviewäußerungen, genauer, deren Ausgestaltung ab.

Spezifität heißt, die Befragten können die Aspekte, die für die Forschungsfrage relevant sind, so erörtern, dass der subjektive Sinn bzw. die subjektiv verliehene Bedeutung deutlich werden (Hopf 1978: 99; Merton/Kendall 1946: 549). Was Kontextualisierung auszeichnet, lässt sich gut mit einem Zitat von Przyborski und Wohlrab-Sahr veranschaulichen. Ihnen zufolge sollen Sachverhalte »in ihrer situativen Einbettung, in ihrem sozialen, institutionellen und persönlichen Kontext sowie im Hinblick auf ihre subjektive (bzw. auch institutionelle) Relevanz« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 141) erörtert werden können. Wie nun der Raum für Kontextualisierung und Spezifität geschaffen wird, sei es mittels Nachfragen oder Erzählimpulsen, ist dann eine Frage der Interviewausgestaltung (vgl. S. 98).

Dimensionen qualitativer Interviews und ihre Ausprägungen

Aufbauend auf den o.g. Grundprinzipien schlage ich nun vier bzw. fünf Dimensionen mit jeweils zwei Polen vor. Anhand dieser Dimensionen kann jede*r Forscher*in ein qualitatives Interview designen, das für das eigene Forschungsanliegen passgenau ist. Oder um es bildlich auszudrücken: Die Dimensionen haben verstellbare Regler, die jeweils in-

dividuell so eingestellt werden können, dass der Untersuchungsgegenstand bestmöglich erfasst werden kann. Konkret handelt es sich dabei um folgende Dimensionen: Strukturierung, Einsatz narrativer und dialogischer Elemente, deduktive vs. induktive Vorgehensweise und Interviewverständnis, mit den Polen Interview als soziale Praxis und Interview als Forschungsinstrument.

Grad der Strukturierung

Der Grad der Strukturierung stellt ein klassisches Beschreibungskriterium qualitativer Interviews dar, das meist mit der Verwendung eines Leitfadens in Zusammenhang gebracht wird (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 208), wenn auch andere Strukturierungsformen denkbar sind (z.B. der Einsatz von Bild- oder Videomaterial). Je nachdem, ob überhaupt ein Leitfaden verwendet wird und in welchem Ausmaß es möglich ist, von den Fragen und deren Reihenfolge abzuweichen, ist der Grad der Strukturierung niedriger oder höher. Allerdings sei angemerkt, dass ein Interviewleitfaden, der es nicht ermöglicht, von den Fragen abzuweichen und auf das Gesagte einzugehen, dem Prinzip der Offenheit zuwiderlaufen würde. Somit sind dem Strukturierungsgrad auch Grenzen gesetzt.

Die Strukturierung in Interviews kann darüber hinaus auch an der Formulierung der Fragen festgemacht werden. So unterscheiden Robert Merton und Patricia Kendall (1946) beim fokussierten Interview zwischen unstrukturierten, halbstrukturierten und strukturierten Fragen. Erstere seien »stimulus and response free«, zweitere »stimulus structured and response free« oder »response structured and stimulus free« und letztere »stimulus structured and response structured« (ebd.: 546). Mit »Stimulus« ist dabei Film- oder Radiomaterial gemeint, das im fokussierten Interview – sofern es den Teilnehmenden nicht bereits bekannt ist – vorab präsentiert wird und dann im Interview den Aufhänger bildet.

Die Überlegungen können aber auch auf andere Interviewformen übertragen werden, wie sich anhand folgender konkreter Beispiele verdeutlichen lässt. Die Frage »What stood out especially in this radio program?« (Merton/Kendall 1946: 546) bezeichnen Merton und Kendall als *vollkommen frei*, da die interviewte Person selbst entscheiden könne, worauf sie ihren Fokus legt. Eine Strukturierung bezogen auf den Stimulus, aber mit »Antwortfreiheit« enthalte wiederum folgende Frage: »How did you feel about the part describing Jo's discharge from the army as a psychoneurotic?« (ebd.: 546). Was bei Merton und Kendall unter Stimulus läuft, ließe sich nun auch allgemeiner als Bezug auf den Forschungsgegenstand formulieren und somit auf das qualitative Interview generell übertragen. Allerdings ist darauf zu achten, dass die Strukturierung des Antwortformats und des »Stimulus« nicht zu starr gestaltet werden, damit sie nicht dem Prinzip der Offenheit zuwiderlaufen.

Unabhängig von den bisher diskutierten Strukturierungsmaßen sei noch darauf verwiesen, dass mehreren Autor*innen zufolge ein Interview nie gänzlich unstrukturiert ist, da die Interviewsituation schon allein durch die beteiligten Personen mit ihrem jeweiligen Frage- bzw. Antwortverhalten strukturiert wird (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 215). Zudem erscheint eine Strukturierung durch die interviewte Per-

son in einem gewissen Maß sogar wünschenswert, da dies einen Zugang zu den Sinn- und Relevanzsetzungen der interviewten Person ermöglicht.

Beim Design eines qualitativen Interviews gilt es aber vor allem zu entscheiden, in welchem Grad eine Strukturierung *durch die Interviewer*in* erfolgen soll, und zwar einerseits im Interview durch die Fragen- und Interviewgestaltung und andererseits was die (Vor-)Strukturierung durch Leitfäden angeht.

Abbildung 1: Regler Strukturierung (durch Interviewer*in)



In meiner Untersuchung bilden, wie oben bereits angesprochen, die von den Teilnehmenden aufgenommenen Fotos die Grundlage für die Interviews. Damit existiert eine gewisse Vorab-Struktur, da die entwickelten Fotos – die in der aufgenommenen Reihenfolge vorliegen – im Interview besprochen werden. Da aber Struktur nicht von mir als Interviewerin und Studienleiterin vorgegeben wird, sondern die Teilnehmenden – mittels der im Vorfeld aufgenommen Fotos – die Inhalte selbst vorgegeben haben, geht die Strukturierung nicht auf mich als Studienleiterin zurück und ist insofern geringer ausgeprägt. Die Fragen, die ich als Interviewerin stelle, sind darüber hinaus bewusst unstrukturiert (im Sinne Mertons und Kendalls, s.o.) und nehmen erst im Rahmen der Nachfragen semistrukturierten Charakter an. Um eine weitere Flexibilität im Interview herzustellen, können die Teilnehmenden selbst entscheiden, in welcher Reihenfolge sie die Fotos behandeln: Dazu lege ich zu Beginn des Interviews den Stapel der entwickelten Fotos auf den Tisch und biete den Teilnehmenden an, die Fotos vor sich aufzulegen oder – wahlweise – der Reihe nach zu behandeln. Außerdem haben sie im Interview die Möglichkeit, zwischen den Fotos hin und herzuspringen. Obwohl also eine gewisse Strukturierung vorhanden ist, handelt es sich durch die eingeräumte Flexibilität, die vor allem auch auf das Mitbestimmungsrecht der interviewten Person setzt, eher um einen mittleren Grad der Strukturierung.

Grad der Standardisierung

Das Kriterium der Standardisierung wird häufig zur Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Zugängen herangezogen (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: Kap. 2): Während für erstere die Standardisierung von zentraler Bedeutung ist, da dadurch die Vergleichbarkeit und Quantifizierbarkeit der Aussagen gewährleistet wird, nimmt letztere weitestgehend Abstand von standardisierten Zugängen. Daher erscheint die Frage nach der Standardisierung vor allem für Interviews relevant, die einer quantitativen Forschungslogik folgen und deshalb beispielsweise mit vorformulierten Fragen arbeiten, zu denen bisweilen vorgegebene Antwortmöglichkeiten existieren, die in einer vorab festgelegten Reihenfolge abgehandelt werden. Da sich das hier vorgeschlagene Schema auf qualitative Interviews im Rahmen der interpretativen Sozialforschung

bezieht, ist diese Form der Standardisierung außen vor. Zwar sind auch qualitative Interviews nicht vollkommen frei von Standardisierung, wie sich an den meist einheitlich formulierten Eingangsimpulsen verdeutlichen lässt, die im Prinzip allen Teilnehmenden in gleicher Form gestellt werden. Davon abgesehen variieren die Standardisierungen aber im Normalfall nicht, weshalb diese Dimension im Kontext der interpretativen Sozialforschung als wenig trennscharf erscheint.

Einsatz narrativer und dialogischer Elemente

In Interviews können sowohl narrative als auch dialogische Elemente Einsatz finden. Letztere zeigen sich beispielsweise in Form von Nachfragen, die vornehmlich Argumentationen und Beschreibungen evozieren (Mey 2000). Narrative Impulse, die oft zu Beginn eines Interviews gesetzt werden, zielen wiederum auf die Generierung von Erzählungen ab. Um den Erzählmodus aufrecht zu erhalten, begibt sich die Interviewperson in die Rolle einer*r Zuhörer*in (z.B. Rosenthal/Loch 2002; Mey 2000: 1⁶).

In der qualitativen Forschung war und ist das Verhältnis von Erzählungen einerseits und Argumentationen und Beschreibungen andererseits eher ›hierarchisch‹ geprägt. D.h. letztere werden – salopp gesprochen – als Textsorten ›zweiter Klasse‹ erachtet, während Narrationen ein hoher Stellenwert beigemessen wird, weil diese – so die einhellige Annahme – einen unmittelbaren Zugang zum inneren Erleben eröffnen (Schütze 1983: 285; Mey 2000: 9⁷). Das Stegreiferzählen wird dabei auch als das ›ursprünglichste Arrangement der fokussierten Kommunikation über Weltsachverhalte‹ (Schütze 1987: 83) erachtet. Kommunikationsverfahren wie Beschreibungen oder Argumentationen würden hingegen erst dadurch entstehen, dass im Zuge der Stegreiferzählungen eigener Erlebnisse Rekonstruktionen vorgenommen werden (ebd.: 83).

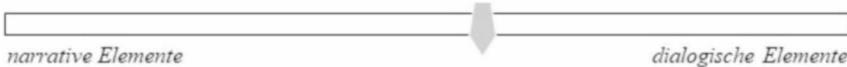
Demgegenüber gibt es auch Stimmen, die Beschreibungen und Argumentationen einen größeren Stellenwert einräumen (vgl. z.B. Witzel 1985: 250): Diese seien für das Verständnis von Erzählungen wichtig (Mey 2000: 12), und zwar einmal, da dadurch der Gesamtzusammenhang besser erfasst werden könne, aber auch, weil vorgreifende Interpretationen durch den Interviewer korrigiert werden könnten (Witzel 1985: 245). Zudem gibt Mey zu bedenken, dass die skizzierte Textsortentrennung zu analytischen Zwecken sinnvoll sein mag, aber in der Empirie so ohnehin nicht auffindbar sei (Mey 2000: 12). Aber auch der methodische Blick auf Argumentationen und Beschreibungen beginnt sich vorsichtig zu wandeln, so konstatiert Arnd-Michael Nohl, dass auch diese Textsorten interpretativ erschlossen werden könnten (Nohl 2017: 105).

Daran anknüpfend schlage ich vor, narrativen und dialogischen Elementen einen gleichberechtigteren Status in der interpretativen Forschung einzuräumen und es vom Forschungsgegenstand und der Fragestellung abhängig zu machen, welche Ausprägung gewählt wird (bzw. wie ›der Regler eingestellt wird‹).

6 Die hier angegebene Seitenzahl bezieht sich nicht auf den Originalbeitrag, sondern auf das Postprint, das von SSOAR herausgegeben wird. Im Postprint findet sich ein Zitationshinweis mit der Empfehlung, den Originalartikel zu zitieren. Da die Seitenaufteilung des Postprints und des Originalartikels vermutlich nicht übereinstimmen, mir aber der Originalartikel nicht vorliegt, geben ich nicht die Seitenzahlen des Originalartikels an, sondern die Seitenzahl des Postprints.

7 Seitenzahl des Postprints, siehe vorausgegangene Fußnote.

Abbildung 2: Regler Kommunikationsverfahren



In der vorliegenden Arbeit nehmen dialogische Elemente einen etwas größeren Anteil ein, was vor allem auf den Einsatz der Fotos zurückzuführen ist. Diese sollten eigentlich als Erzählimpulse fungieren (vgl. Utler 2017), doch zeigt sich im Zuge der Interviews, dass es Sinn macht, wenn die Befragten zunächst beschreiben, was auf dem Bild zu sehen ist, und erläutern, warum sie dieses aufgenommen haben. Erzählungen folgen erst im Anschluss daran oder lassen sich mittels konkretisierender Nachfragen evozieren. Die so entstehenden Daten erweisen sich allerdings auch für die Auswertung und das Zusammenspiel aus Interviews und Fotos als hilfreich, da sie insbesondere im Rahmen der Bildanalyse einen wichtigen Vergleichshorizont liefern.

Deduktiv-induktive vs. induktive Vorgehensweise

Die interpretative Sozialforschung versteht sich prinzipiell eher als theoriengenerierend und damit als induktiv. Dennoch stellt sich sowohl bei der Datenerhebung als auch bei der -auswertung (vgl. S. 120) die Frage, inwieweit und an welchen Stellen theoretische (Vor-)Überlegungen Eingang finden sollen.

Witzel (2000) plädiert für ein induktiv-deduktives Wechselspiel, das sich zum einen im Erhebungsprozess zeigt, bei dem die Fragen aus dem »unvermeidbare(n) Vorwissen« (ebd.: 2) abgeleitet werden sollten, während im Interview dann aber die Problemsicht der*s Interviewten im Vordergrund stehen solle. Doch auch dort könne und solle das theoretische Wissen, beispielsweise in Form von Nachfragen, Eingang in das Interview finden (ebd.: 2).

Bei anderen Interviewmethoden wird der Einbezug theoretischen Wissens hingegen nicht explizit erwähnt und nimmt somit allenfalls eine untergeordnete Rolle ein. Das zeigt sich auch daran, dass beispielsweise im narrativen Interview von den Forschenden initiierte Themen, die häufig theoretisches Wissen enthalten, erst am Ende als exmanente Fragen abgehandelt werden sollen (z.B. Nohl 2017: 15).

Ich schlage nun eine Dimension mit den Polen deduktiv-induktiv und induktiv vor, über deren Ausprägung einmal mehr der Abgleich mit dem Forschungsgegenstand bestimmt.

Abbildung 3: Regler Vorgehensweise



In meiner Arbeit werden deduktive Momente hintangestellt, da ein Großteil der Untersuchungsergebnisse zu Deutschlandbildern auf dem theoretischen Konzept der Ste-

reotype basiert, das für diese Arbeit – wie andernorts erörtert – nicht gewählt wird und somit daraus abgeleitete Fragen wenig zielführend erscheinen (vgl. S. 25).

Interviewverständnis und Kontextreflexion

Die Dimension, die ich in diesem Teilkapitel vorschlage, bezeichne ich als *Interviewverständnis*. Anders als die bisher skizzierten Dimensionen, die sich auf die konkrete Interviewplanung und -durchführung beziehen, lässt sich das Interviewverständnis auf einer Metaebene verorten. Allerdings hängen die Ebenen insofern zusammen, als das propagierte Interviewverständnis Konsequenzen für die jeweiligen Dimensionen und deren Ausprägungen hat und umgekehrt.

Auseinandersetzungen mit der Frage, welches Interviewverständnis dem eigenen Vorgehen zugrunde liegt, finden weniger im deutschen als im angloamerikanischen Sprachraum statt. Heruntergebrochen auf die zweidimensionale Logik, an der sich die bisherigen Ausarbeitungen orientierten, bewegen sich die Diskussionen zum Interviewverständnis zwischen den Polen Interview als »Forschungsinstrument« vs. Interview als »soziale Praxis« (Brinkmann 2016: 525). Bei Interviews, die als Forschungsinstrument eingesetzt werden, steht das *Was* der Kommunikation im Vordergrund (ebd.: 525). Sie zielen darauf ab, dass die Interviewten ihre gelebten Erfahrungen zu den Interviewenden transferieren. Werden Interviews hingegen als soziale Praxis angesehen, dann steht das *Wie* und damit einhergehend die Frage im Zentrum, wie in der situierten Interaktionssituation des Interviews über die Dinge gesprochen wird. Im deutschsprachigen Raum widmet sich die dokumentarische Methode unter dem Schlagwort der habitualisierten Alltagspraxis ebenfalls dem *Wie* der sozialen Praxis (Bohnsack 2013), allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: In den meist eingesetzten Gruppendiskussionen interessiert das *Wie* der *Beforschten*, während sich Brinkmann auf die soziale Praxis bezieht, die sich zwischen Interviewer*in und der interviewten Person abspielten.

Brinkmann spricht sich nicht für eine der beiden Sichtweisen aus, sondern plädiert vielmehr dafür, beide als legitim zu erachten (Brinkmann 2018). Problematisch würden diese erst dann, wenn sie auf die Spitze getrieben würden (ebd.: 587), wie Brinkmann an folgendem Beispiel veranschaulicht: Wird das Interview als Resultat einer spezifischen sozialen Praxis zwischen Interviewer und Interviewtem erachtet, so scheint es schwer zu erklären, warum dann überhaupt noch Interviews durchgeführt werden sollten. Sie könnten doch dann nichts oder nur wenig über die soziale Realität außerhalb des Interviewsettings aussagen. Wie Brinkmann aufzeigt, vertreten manche Forschende (Brinkmann verweist hier auf Denzin 2001; Brinkmann 2018: 587) diese Ansicht und fordern deshalb, Interviews sollten dazu verwendet werden, um sozialen Wandel anzustoßen. Diese Sichtweise würde aber meines Erachtens das Interview in der qualitativen Sozialforschung obsolet machen.

Wo lässt sich nun das für meine Forschungsarbeit designete qualitative Interview verorten? Ich setze Interviews als *Forschungsinstrument* ein, d.h. ich verwende das Interview zur Datenerhebung, mit dem Ziel, die Deutschlandbilder der Befragten zu rekonstruieren. Die sich im Interview ereignende soziale Praxis steht also nicht im Vordergrund, soll aber gleichzeitig auch nicht ausgeblendet, sondern – wie Brinkmann (2018:

595) empfiehlt – reflektiert werden. Deshalb ist das von mir durchgeführte qualitative Interview auf der Skala zwischen sozialer Praxis und Forschungsinstrument näher am Pol *Forschungsinstrument*, aber eben nicht an dessen äußerstem Rand, weil ich die Interviewpraxis reflektiere (s.u.).

Abbildung 4: Regler Interviewverständnis



Zur Reflexion der Interviewpraxis bedarf es – so Brinkmann (2016) – insbesondere einer Berücksichtigung des Kontexts: Dieser dürfe dabei nicht als Container gedacht werden, der die Interviewsituation umgebe, vielmehr werde der Kontext erst durch das Interview hervorgebracht (Brinkmann 2016: 527), wobei drei Aspekte zusammenspielen: erstens die Position der^{*}s Interviewenden, zweitens die des^{*}r Interviewen und drittens das »material arrangement of the situation« (Brinkmann 2016: 528). Zur näheren Beschreibung der Positionen bzw. Rollen existieren diverse Klassifikationen. Svend Brinkmann und Steinar Kvale teilen beispielsweise die Interviewenden in *pollster*, *prober* oder *participant* ein (Brinkmann/Kvale 2015: 109), während Lara Foley (2012) folgende Varianten der Konstruktion der interviewten Person benennt: *reporter*, *teacher* oder *member/informant* (ebd.: 305–306). Diese Einteilungen liefern zwar eine gute Grundorientierung über mögliche Rollenausprägungen, eignen sich aber m.E. weniger zur Reflexion der Interviewpraxis, da es bei der Durchführung zu Verschränkungen und Überlagerungen kommen kann. Daher begnüge ich mich an dieser Stelle mit einem Hinweis auf diese Klassifikationen und nehme stattdessen eine möglichst genaue Beschreibung der Rollenverteilung in den von mir geführten Interviews vor (s.u.). Zuvor skizziere ich allerdings, was unter *material arrangement* verstanden wird. Brinkmann hebt hier zunächst die Bedeutung der sogenannten *embodied communication* hervor, derzu folge die Körper aller Beteiligten nie neutral sein können, sondern immer auch Merkmalsträger (z.B. »gender, race, class«) darstellen (Brinkmann 2016: 529). Aber auch jenseits dieser potentiellen Differenzkategorien gälte es zu berücksichtigen, dass Körperbewegungen, Körpergeruch, Kleidung usw. ebenfalls den Kontext mitgestalten. Als weitere wichtige kontextgestaltende Faktoren macht Brinkmann (2016) Aspekte wie die Umgebung, in der das Interview stattfindet, sowie die in den Räumen befindlichen Möbel oder etwaige technische Aufnahmegeräte aus.

Wie bereits an anderer Stelle thematisiert (vgl. S. 87), lege ich bei der Datenerhebung großen Wert darauf, den Teilnehmenden möglichst viele Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten einzuräumen. Bei der Interviewdurchführung zeigt sich dies einmal darin, dass die Teilnehmenden selbst die Struktur des Interviews gestalten (s.o.), um eigene Relevanzsetzungen vornehmen zu können. Außerdem lasse ich die Teilnehmenden wählen, wo sie das Interview gerne durchführen möchten, so dass die Interviews an sehr unterschiedlichen Orten stattfinden. Aus quantitativer Sicht würde das die Vergleichbarkeit der Interviews reduzieren, aus qualitativer Sicht eröffnet das die Möglichkeit,

ein Interviewsetting zu schaffen, mit dem sich die Teilnehmenden so wohl wie möglich fühlen. Dennoch muss berücksichtigt werden, dass in einem Interview, das in der Privatwohnung des*r Befragten geführt wird, eine andere Atmosphäre entsteht, als wenn das Interview im öffentlichen Raum in einem Café oder in meinem Büro geführt wird. Diese Faktoren werden in der Analyse berücksichtigt, sofern der Eindruck entsteht, dass sich diese – wie auch immer geartet – im Interview niederschlagen. Als Forscherin sehe ich meine Rolle darin, eine möglichst offene und angenehme Atmosphäre zu schaffen und damit auch Freiraum zu geben für die Erzählungen und Relevanzsetzungen der Teilnehmenden. Durch die Einbindung partizipativer Elemente soll die Machtasymmetrie im Interview relativiert werden, auch wenn sich diese nicht vollkommen auflösen lässt. Bei manchen Interviews gelang die Relativierung aber zum Teil auch unbeabsichtigt, beispielsweise, weil ich mit dem Fahrrad zum Interviewtermin fuhr, was ein Teilnehmer (AtlS555 2016) im Anschluss an das Interview thematisierte, mit dem Hinweis, in Syrien würden Professor*innen oder Lektor*innen aufgrund ihres Status nie mit dem Fahrrad fahren (vgl. auch S. 223).

1.3 Vorgehen und Sample

In diesem Teilkapitel steht das forschungspraktische Vorgehen bei der Datenerhebung im Vordergrund, d.h. ich gehe darauf ein, wie die Teilnehmenden akquiriert wurden, wie die anschließende Datenerhebung (inkl. Folgeerhebung) ablief und wie sich das Sample zusammensetzt.

1.3.1 Akquise der Teilnehmenden

Die Teilnehmenden wurden deutschlandweit akquiriert, meist über Organisationen oder Institutionen, zu denen mir beruflich oder privat Bekannte den Kontakt vermittelten.

Die Kontaktaufnahme mit den Geflüchteten erfolgte über zwei Sprachkurse (Q-Stadt und A-Stadt), über einen Verein, der sich (in Q-Stadt) für eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe aller Menschen (unabhängig von deren Herkunft) einsetzt sowie über eine Wohnguppe für minderjährige Geflüchtete der Caritas (in N-Stadt). In einem Fall wurde der Kontakt unmittelbar über persönliche Beziehungen vermittelt (in G-Stadt).

Die deutschen bzw. in Deutschland geborenen Teilnehmenden wurden über ein Jugendzentrum (in N-Stadt) und über eine Theatergruppe (in N-Stadt) sowie über die bereits erwähnten persönlichen Beziehungen in G-Stadt gewonnen.

Gegen Ende der ersten Erhebungsphase, die sich von Februar 2016 bis Juni 2017 erstreckte, bot ich an der Universität Bayreuth ein Seminar zu Deutschlandbildern an, bei dem die Studierenden in das Thema und die Methode meiner Arbeit eingeführt wurden und in einem nächsten Schritt ebenfalls Daten erhoben. Die Studierenden erhielten den Auftrag, die Untersuchung mit Menschen durchzuführen, die in der Stichprobe bis zu dem Zeitpunkt nicht oder nur teilweise vertreten waren. Darunter fielen vor allem Menschen ohne Fluchthintergrund, die älter als 40 Jahre alt waren, die außerhalb Bayerns

lebten sowie Menschen mit nichtakademischem Hintergrund bzw. mit Mittelschul- oder Realschulabschluss. Einen Teil der durch die Studierenden gewonnenen Daten bezog ich – in Rücksprache und mit Zustimmung der Studierenden sowie der von ihnen befragten Personen – später in die Analysen dieser Arbeit mit ein.

Wie erwähnt erfolgte die Kontaktaufnahme zum Teil über persönliche Bekannte, es bestand aber zu keinem und keiner der Befragten ein wie auch immer geartetes persönliches Verhältnis, geschweige denn ein Abhängigkeitsverhältnis. Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Art, wie der Kontakt jeweils zustande kam, einen Effekt auf die Datenerhebung hatte. So ist es – neben den angesprochenen persönlichen Beziehungen – denkbar, dass der Kontext des Zugangs (also z.B. der Sprachkurs) auch in die Datenerhebung miteinfließt. Sofern sich derartige Effekte in den Auswertungen abzeichnen, werden sie benannt und kritisch reflektiert.

1.3.2 Vorgehen bei der Datenerhebung

Sobald sich die Personen dazu bereit erklärt hatten, an meiner Untersuchung teilzunehmen, erhielten sie von mir eine Einmalkamera mit einem Farbfilm, der 27 Fotos umfasste. Die Entscheidung, Einmalkameras einzusetzen, begründet sich dabei wie folgt: Zunächst markiert die Übergabe der Kamera einen offiziellen Startpunkt der Teilnahme, die damit auch einen verbindlicheren Charakter annimmt⁸. Darüber hinaus wollte ich sicherstellen, dass nicht potentielle Teilnehmende dadurch ausgeschlossen würden, dass sie über kein eigenes Gerät, resp. Smartphone verfügten (im Jahr 2016 hatte zwar bereits ein Großteil der Teilnehmenden ein Smartphone, dennoch gab es vereinzelt welche, die keines hatten). Außerdem wollte ich sicherstellen, dass Fotos nicht nachträglich gelöscht oder nachbearbeitet würden, um den ›ursprünglichen‹ Charakter (u.a. im Hinblick auf Perspektive, Nähe-Distanz-Verhältnis, ...) der Aufnahmen zu erhalten. Getreu des Partizipationsprinzips erhielten die Teilnehmenden zwar die Möglichkeit, Fotos nachträglich aus der Untersuchung herauszunehmen (eine Möglichkeit, die nur in Einzelfällen genutzt wurde), für den Erkenntnisgewinn meiner Untersuchung erschien es aber wichtig, mit den Teilnehmenden darüber in einen Austausch treten zu können.

Bei der Übergabe der Kamera instruierte ich die Teilnehmenden, zu fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden. Dabei wies ich ausdrücklich darauf hin, dass sowohl bezüglich der Motivwahl als auch der Anzahl der Fotos vollkommene Gestaltungs- und Entscheidungsfreiheit bestehe. Ich ermunterte also die Teilnehmenden dazu, selbst zu entscheiden, was, wo und wie sie fotografieren. Von dieser Freiheit wurde auch Gebrauch gemacht, so stellten manche Teilnehmende das, was sie ausdrücken wollten, gegenständlich oder symbolisch dar oder fotografierten Bilder

8 In einem Fall verfuhr ich anders: Eine interessierte Kursteilnehmerin fragte mich, als ich in deren Sprachkurs mein Forschungsvorhaben vorstellte, ob sie auch mit ihrer eigenen, professionellen Kamera Fotos aufnehmen könne. Ich wollte diesem Wunsch nachkommen und bejahte, die Frau meldete sich dann aber nicht mehr zurück. Zwar mögen hier auch andere Gründe mit hineingespielt haben, da vereinzelt auch keine Teilnahme zustande kam, wenn ich eine Einmalkamera ausgehändigt hatte. Die Personen, die allerdings von mir eine Einmalkamera erhalten hatten, meldeten sich stets nochmal bei mir zurück und händigten die Kamera aus bzw. informierten mich darüber, dass sie nicht dazu gekommen seien, zu fotografieren.

aus dem Internet ab, wenn sie in ihrer Umgebung kein geeignetes Motiv fanden. Was die Anzahl der Fotos angeht, betonte ich den Teilnehmenden gegenüber, dass sie so viele Fotos machen könnten, wie sie wollten, also zwischen einem und 27 Fotos, wobei die obere Grenze willkürlich zustande kam, da der in den Einmalkameras befindliche Film 27 Fotos umfasste. Mit der freien Motivwahl und Entscheidung über die Anzahl der Fotos wollte ich dem (zunächst vermuteten) Umstand Rechnung tragen, dass Deutschlandbilder facettenreich sein können, gleichzeitig aber nicht den Eindruck erwecken, ich hätte genaue Vorstellungen dazu, was oder wie viele Aspekte abgedeckt werden müssten.

Die Kameras übergab ich entweder persönlich, oder ich verschickte diese – nach vorheriger telefonischer Absprache – per Post. Im Falle eines Postversands fügte ich dem Briefumschlag einen Zettel bei, in dem die wichtigsten Informationen (nochmals) schriftlich (auf Englisch und Deutsch) festgehalten waren. Um den Teilnehmenden eine Absicherung zu geben und um die Seriosität meines Forschungsprojekts zu unterstreichen, erhielt jede*r Teilnehmer*in von mir ein personalisiertes Schreiben, das sie als Teilnehmende an meinem Forschungsprojekt auswies und darüber informierte, dass abgebildete Personen bei etwaigen Veröffentlichungen anonymisiert würden. Außerdem enthielt das Schreiben meine Kontaktdaten mit dem Hinweis, dass ich für Rückfragen zur Verfügung stehe. Als Zeitrahmen für die Fotophase wurden zunächst zwei Wochen vereinbart.

Nach Ablauf der zwei Wochen nahm ich zu den Teilnehmenden Kontakt auf, fragte nach, ob sie das Fotografieren schon abgeschlossen hätten und verlängerte bei Bedarf den Zeitraum, wobei in Absprache mit den Teilnehmenden ein neuer Abgabetermin festgelegt wurde. Diese flexible Handhabung des Zeitrahmens begründet sich damit, dass ich der Dauer der Fotophase nur insofern eine Bedeutung beimesse, als die Teilnehmenden meines Erachtens ausreichend Zeit erhalten sollen, um sich über ihre Deutschlandbilder Gedanken zu machen, und auch, um die passenden Motive aus- und aufzusuchen. Mit den zeitlichen Vereinbarungen verbinde ich primär das Ziel, eine gewisse Verbindlichkeit zu schaffen. Zudem will ich sicherstellen, dass das Fotoprojekt nicht in Vergessenheit gerät. Überlegungen zur Objektivität, wie sie in der quantitativen Forschung üblich sind (vgl. Döring/Bortz 2016: z.B. 443) und bei der beispielsweise mittels fest vorgegebener Zeiträume die Vergleichbarkeit der Ergebnisse gewährleistet werden soll, stehen hier hintan: Ich gehe nämlich nicht davon aus, dass bei meiner Fragestellung die Vergleichbarkeit der Datensets von der Bearbeitungszeit abhängt.

Im Rahmen der Rückgabe der Fotokameras, die ich nach Möglichkeit persönlich abholte, andernfalls aber postalisch zugesandt bekam, vereinbarte ich dann einen Termin für das qualitative Interview, das meist innerhalb der darauffolgenden ein bis zwei Wochen stattfand. In der Zwischenzeit ließ ich die Fotos entwickeln, wobei sich herausstellte, dass in fast jedem Datenset ein bis mehrere Fotos aufgrund unzureichender Belichtung nicht entwickelt werden konnten. Der Umstand wurde in den Interviews thematisiert und die Teilnehmenden schilderten dann – sofern sie sich noch an die fehlenden Aufnahmen erinnern konnten – ohne Vorlage, welches Motiv sie noch fotografiert hatten. Für die Interviewdurchführung erwies sich dieser Umstand als nicht oder nur ansatzweise problematisch, für die Auswertung ist das Fehlen der Bilder wiederum bedauerlich, da damit potentiell ergänzende Informationen verloren gehen.

Die Interviews fanden – je nach Wunsch der Teilnehmenden (s.o.) – im öffentlichen Raum, in meinem Büro, in den Räumen der Institution, über die der Kontakt zustande gekommen war, oder auch in den privaten Räumen der Teilnehmenden statt. Die Interviews waren als Einzelinterviews angelegt und wurden bis auf wenige Ausnahmen auch als solche durchgeführt. In insgesamt fünf Fällen baten mich allerdings die Teilnehmenden, das Interview zusammen mit ein oder mehreren anderen, ebenfalls teilnehmenden Personen durchzuführen. Da ich den Eindruck hatte, dass sich die Teilnehmenden dadurch wohler und sicherer fühlen würden, ließ ich mich auf eine Anpassung des Interviewsettings ein. Dies erwies sich in mehrfacher Hinsicht auch als sinnvoll: Einmal stellte sich gerade in diesen Fällen oft heraus, dass auch die Fotos schon gemeinsam aufgenommen worden waren, so dass das gemeinsame Interview letztlich nur folgerichtig erschien. Zum anderen entspann sich in fast allen derartigen Gruppeninterviews ein selbstläufiger Diskurs, wie er gemeinhin in Gruppendiskussionen anvisiert wird (Bohn-sack 2021 u.a.: 111). Somit erhielt ich hier Datenmaterial, das Einblicke in konjunktive Erfahrungsräume (ebd.: u.a. 63) liefert und deshalb für die Auswertungen wichtige ergänzende Informationen bereithält.

Was die Interviewsprache angeht, so stellte ich den geflüchteten Teilnehmenden frei, ob sie auf Deutsch, Englisch oder unter Einbezug von Laiendolmetscher*innen das Interview führen wollten. Von dieser Möglichkeit wurde fast nur im ersten Jahr der Befragung Gebrauch gemacht, wobei hier insbesondere in der Gruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten sowie im Sprachkurs in Q-Stadt Laiendolmetscher*innen eingesetzt wurden. Dabei griff ich in einem Fall auf lokale Netzwerke von Sprach- und Kulturmittler*innen zurück und konnte zwei farsisprechende sowie einen arabischsprechenden Laiendolmetscher gewinnen, die gegen Bezahlung in den Interviews dolmetschten. In der Wohngruppe wurde mir eine arabischsprachige Mitarbeiterin vermittelt. Die Laiendolmetscher*innen hatten bereits viel Erfahrung beim Dolmetschen, so dass es nicht (oder kaum) zu Rollenkonflikten kam (vgl. Kruse/Bethmann/Eckert et al. 2012: 35). Im Rahmen eines Vorgesprächs verständigten wir uns zudem auf das Vorgehen im Interview, z.B. darauf, dass kulturell geprägte Äußerungen erklärt werden sollten. Außerdem gab ich eine Einführung in die Zielsetzung meiner Untersuchung (siehe dazu Kruse/Bethmann/Eckert et al. 2012: 35). Da die Teilnehmenden die Einbindung von Laiendolmetschenden gewohnt waren, gelang es relativ problemlos, in den Interviews eine vertrauenswürdige und angenehme Atmosphäre herzustellen. Lediglich der Einsatz der Mitarbeiterin der Wohngruppe stellte sich zeitweise als schwierig heraus, einmal, weil diese ein sehr enges Verhältnis zu den Jugendlichen hatte und deshalb auch tagesaktuelle Themen (z.B. eine Auseinandersetzung mit einem Jugendlichen) in das Interview einflossen, aber auch, weil die Mitarbeiterin zum Gelingen des Interviews beitragen wollte und zum Teil (und trotz anderslautender Instruktion) eigene (Nach-)Fragen stellte. Diesen Einfluss kann ich jedoch anhand der Übersetzungen nachvollziehen und reflektiere diesen bei der Auswertung. Drei Interviews fanden darüber hinaus auf Englisch statt und in einigen weiteren Interviews switchten die Teilnehmenden immer wieder ins Englische, wenn sie Schwierigkeiten hatten, die richtigen Wörter im Deutschen zu finden.

1.3.3 Erhebungsphasen und -zeiträume

Die Studie ist – wie bereits erwähnt (vgl. S. 72) – als Längsschnitt mit zwei Erhebungszeitpunkten, genauer -phasen angelegt, wobei sich beide auf einen Zeitraum von rund 12 Monaten erstreckten. Da ich ausgewählte Datensets aus dem von mir gehaltenen Seminar an der Universität Bayreuth (s.o.) einbezog, überlagerten sich die Erhebungsphasen sogar, d.h. ich begann bereits mit der zweiten Erhebungsphase, als die erste noch andauerte. Dieser, so eigentlich nicht intendierte Umstand, bringt aber auch einen Vorteil mit sich: Wenn beispielsweise ein Thema im Juni 2017 sowohl bei jemandem behandelt wird, der oder die das erste Mal teilnimmt, als auch bei jemandem, die oder der das zweite Mal teilnimmt, dann ist es gut möglich, dass dieses stärker durch aktuelle Geschehnisse als durch andere mögliche Entwicklungen in den Deutschlandbildern hervorgerufen wird.

Die erste Phase begann im Februar 2016 mit dem Verteilen von Einmalkameras, die ersten Interviews führte ich dann im März 2016. Ein Großteil der Erhebungen der ersten Phase fand zwischen März und Mai 2016 statt. Weitere Erhebungen erfolgten dann – lose angelehnt an die Logik des *theoretical samplings* (Glaser/Strauss 2005) – nur noch vereinzelt und über das Jahr verteilt, vor allem um die Stichprobe geographisch, altersmäßig und bildungsbezogen zu erweitern.

Die Folgeerhebung setzte ich ein Jahr später an. Den Zeitraum von einem Jahr wählte ich, um mögliche Veränderungen in den Deutschlandbildern mit abbilden zu können. Ein Jahr erschien hier als guter Rahmen, da dieser Zeitraum in vielen Bereichen gängig ist (siehe z.B. Schuljahr, Geschäftsjahr, Geburtstag usw.) und auch im Alltag oft als Anstoß für Reflexionen genommen wird⁹. Gleichzeitig erschien es aus forschungspragmatischen Gründen sinnvoll, den Zeitraum nicht länger anzusetzen, da die Forschungsarbeit selbst zeitlicher Limitierung unterliegt, aber auch, weil bei längeren Zeiträumen die Gefahr eines Studien-drop-outs steigt (vgl. z.B. Knippschild/Hirsch/Krummenauer 2016). Weil ich den Zeitaufwand für den Vorlauf (mit Kontaktaufnahme usw.) etwas unterschätzte hatte, verschob sich der eigentliche Beginn um einen Monat nach hinten, d.h. ich überreichte bzw. versandte die ersten Kameras im März 2017. Der Großteil der Interviews wurde dann zwischen April und Juni 2017 durchgeführt. Nur vereinzelt verschoben sich die Befragungen aufgrund zeitlicher Engpässe der Teilnehmenden noch zusätzlich nach hinten. In den Datensets manifestiert sich die Zeitverzögerung zwischen der ersten und zweiten Erhebung vor allem in den Naturaufnahmen: Im ersten Durchgang tragen die Bäume meist noch keine Blätter, die Fotos wirken somit oft sehr trist, während die Bäume im zweiten Durchgang meist schon blühen bzw. grün sind und somit deutlich freundlicher wirken. Dieser Aspekt wird bei der Auswertung mitberücksichtigt.

1.3.4 Die Folgeerhebung

Da in der ersten Erhebungsphase für eine qualitative Arbeit sehr viele Personen teilgenommen hatten, entschied ich mich in der zweiten Phase dafür, die Zahl der Teilneh-

⁹ Siehe z.B. die Berichterstattung über die Situation und Entwicklungen im Ahrtal im Juni/Juli 2022, ein Jahr nach der Flutkatastrophe im Juli 2021 (z.B. Fellmann 2022; Krex/Blum/Meyer zu Eppendorf et al. 2022)

menden zu verringern. Das erschien insofern sinnvoll, als in die tieferen Auswertungen (vgl. Kap. IV. 2., 2.) nicht alle Datensets einflossen. Daher kontaktierte ich in der zweiten Phase nur noch die Teilnehmenden, deren Daten ich auch in die Feinanalyse aufgenommen hatte.

Mit 20 Personen nahm ich direkt Kontakt auf, von ihnen hatte ich die Kontaktdaten und die Einwilligung zur erneuten Kontaktaufnahme im Vorjahr erhalten. In Einzelfällen, und zwar vornehmlich bei der Wohngruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten, wendete ich mich zunächst an die Betreuenden bzw. die Person, über die der Kontakt im Vorjahr zustande gekommen war. Von den kontaktierten Personen meldeten sich vierzehn unmittelbar zurück und signalisierten ihre Bereitschaft, erneut teilzunehmen. Erfreulich für mich waren dabei die positiven Rückmeldungen vieler Teilnehmender: Sie zeigten sich erfreut über meine Kontaktaufnahme und schienen großes Interesse an einer erneuten Teilnahme zu haben.

Sechs Teilnehmende meldeten sich auf meine erste Anfrage nicht zurück, so dass ich diese ein paar Wochen später erneut anschrieb. Ein Teilnehmer meldete sich auf meine zweite Mail mit etwas Verzögerung zurück und erklärte, er sei wegen eines längeren Krankenhausaufenthalts verhindert gewesen zu antworten. Er nahm dann aber an der zweiten Erhebung mit teil. Ein anderer Teilnehmer gab seine Überraschung über die erneute Kontaktaufnahme zu erkennen, da sich sein Deutschlandbild im Vergleich zum Vorjahr nicht verändert habe (vgl. S. 379). Mit ihm kam keine Folgeerhebung zustande, ebenso wenig mit den anderen vier Teilnehmenden, die sich auch auf meine zweite Anfrage nicht rückgemeldet hatten.

Mit zwei Teilnehmer*innen, denen ich eine Kamera zugeschickt hatte, kam kein Interview zustande: Eine Teilnehmerin hatte bereits, als ich ihr die Kamera zusandte, signalisiert, wegen des Studienstarts wenig Zeit zu haben, sie reagierte dann auf meine nachfolgenden Kontaktaufnahmen nicht mehr. Der andere Teilnehmer hatte seine Kamera zurückgeschickt, die Fotos waren jedoch überbelichtet und konnten nicht entwickelt werden. Auf meine Nachfrage, ob der Teilnehmende nochmal Fotos aufnehmen würde, meldete er sich dann nicht mehr zurück.

Unter den Jugendlichen der Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Geflüchtete war ebenfalls ein Großteil zu einer erneuten Teilnahme bereit¹⁰, wobei hier insbesondere diejenigen wieder teilnahmen, die schon im Vorjahr großes Engagement erkennen ließen und deren Daten ich auch in die Feinanalyse (s.o.) einbezogen hatte.

Wie bereits thematisiert traten in der ersten Erhebungsphase Probleme mit dem Einsatz der Einmalkameras auf (vgl. S. 104), weshalb ich bei der Folgeerhebung das Vorgehen etwas modifizierte: So verteilte ich zwar nach wie vor Einmalkameras an die Teilnehmenden, auch um eine gewisse Vergleichbarkeit zur ersten Erhebung zu gewährleisten, gleichzeitig stellte ich den Teilnehmenden frei, ergänzende Aufnahmen mit dem Smartphone (oder einem anderen Gerät) zu machen. Mehrere Teilnehmende begrüßten diese Möglichkeit und machten davon Gebrauch.

¹⁰ Um niemanden auszgrenzen richtete ich in der Wohngruppe meine Anfrage nicht nur an die Jugendlichen, deren Datensets Eingang in die näheren Auswertungen gefunden hatten, sondern an alle.

Bei den geflüchteten Teilnehmenden hatten sich innerhalb eines Jahres die Deutschkenntnisse so weit verbessert, dass – bis auf zwei Ausnahmen – alle Interviews auf Deutsch geführt werden konnten.

1.3.5 Das Sample

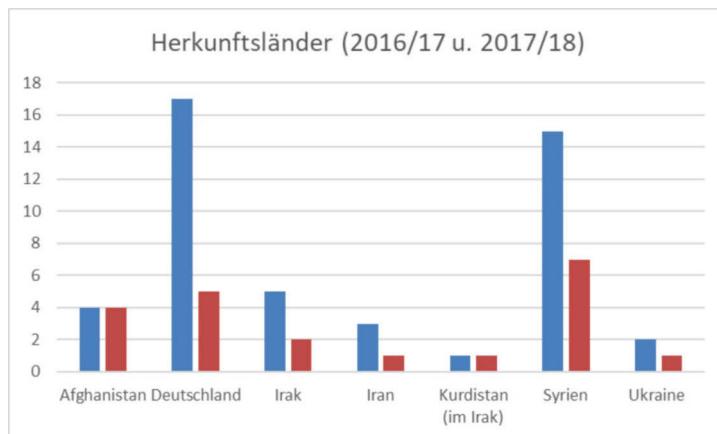
In der ersten Erhebungsphase nahmen 47 Personen an der Untersuchung teil, darunter siebzehn Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind (drei davon mit Migrationsgeschichte). 30 Teilnehmende hatten somit Fluchterfahrung, wobei die Hälfte davon aus Syrien geflohen war. Die andere Hälfte verteilt sich auf die Länder Afghanistan, Irak, Iran, Kurdistan¹¹ und die Ukraine¹². Diese Verteilung entspricht ziemlich genau den Hauptherkunfts ländern derer, die im Jahr 2016 in Deutschland Asyl beantragt haben (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2017). Dies sei hier allerdings nur am Rande erwähnt, da die Repräsentativität der Stichprobe in einer interpretativ ausgerichteten Arbeit nicht im Vordergrund steht (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 24). Im darauffolgenden Jahr nahmen 21 Personen teil, die anteilige Verteilung der Herkunfts länder blieb dabei in etwa gleich, mit Ausnahme der deutschen Teilnehmenden: Hier fielen insbesondere die Teilnehmenden aus der Stichprobe, die im Rahmen des von mir gehaltenen Seminars hinzugezogen wurden, da ich mich erst zu einem späteren Zeitpunkt entschied, diese in die Gesamtstichprobe mit aufzunehmen und deshalb keine Folgeerhebung mehr durchführen konnte.

Der Großteil der Teilnehmenden ist männlich (N=33 im Jahr 2016), wobei insbesondere unter den geflüchteten Teilnehmenden ein hoher Männeranteil ist (N=25), was ebenfalls ein relativ gutes Abbild der generellen Verteilung unter den Geflüchteten im Jahr 2016 darstellt (vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2017). Der Altersdurchschnitt der Teilnehmenden lag bei 24,7 Jahren, die älteste Teilnehmerin war 67, der jüngste Teilnehmer 15 Jahre alt. Die Teilnehmenden lebten zu den Erhebungszeitpunkten in fünf verschiedenen Bundesländern (Bayern, Hamburg, Hessen, Sachsen, Schleswig-Holstein), in unterschiedlich großen Städten: So fanden Erhebungen in mehreren Kleinstädten (V-Stadt, J-Stadt, K-Stadt), in Mittel- (A-Stadt, L-Stadt) sowie in Großstädten (C-Stadt, J-Stadt, O-Stadt, Q-Stadt) bzw. in deren jeweiligen Einzugsgebieten statt. Im darauffolgenden Jahr waren mehrere Geflüchtete aus den Klein- oder Mittelstädten in größere Städte (v.a. A-Stadt, Q-Stadt und O-Stadt) umgezogen.

¹¹ Kurdistan ist zwar kein offiziell anerkannter Staat, dem Teilnehmenden war es aber wichtig, dass Kurdistan als sein Herkunftsland angegeben wird, weshalb ich seinem Wunsch hier Folge leiste.

¹² Eine der beiden ukrainischen Teilnehmerinnen ist zwar in der Ukraine geboren und aufgewachsen, lebte zuletzt aber in Syrien, wo sie auch eine Familie gegründet hat. Sie floh mit ihrer Familie von Syrien über den Libanon nach Deutschland.

Abbildung 5: Verteilung der Herkunftsänder der Teilnehmenden zu den beiden Erhebungszeitpunkten



Quelle: Eigene Darstellung

Der Bildungshintergrund der Teilnehmenden variiert, wobei ein Großteil der Teilnehmenden einem akademischen Milieu zuzuordnen ist, d.h. entweder sie studierten zum Zeitpunkt der Erhebung oder hatten bereits ein Studium abgeschlossen (u.a. als Pharmazeut*innen, Jurist*innen, Mathematiker*innen, Lehrer*innen). Die Stichprobe umfasst aber auch Schüler*innen, die die (bayerische) Mittelschule besuchen oder einen Beruf ausüben oder ausgeübt haben. Die Berufe sind dabei breit gefächert und reichen von Bürokaufmann über Schreiner und Zimmermann bis hin zu Verkäufer oder Erzieherin.

